



smd transparent

Neues aus schüler_smd | hochschul_smd, akademiker_smd und smd_international

Ausgabe 02_2007

Mut zur Familie

„Ehe und Kinder in schwierigen Zeiten: Was Christen einzubringen haben

Kaum ein gesellschaftspolitisches Thema hat in den vergangenen Monaten ähnlich viele Schlagzeilen gemacht wie die Familie. Erziehungsgeld, Geschlechterrollen, heimliche Vaterschaftstests, Vereinbarkeit mit Beruf und Karriere, Krippenplätze: Alles Streitfragen, bei denen es letztlich um Familie geht – um Idealbilder, gedeihliche Rahmenbedingungen und Bedeutung von Familie in einer vom demografischen Wandel geprägten Zeit. Kinder sind wichtig und segensreich, eine familienfreundlichere Politik ist nötig und Mut zur Familie wünschenswert, wenigstens soweit sich alle einig.

Aus dem Inhalt

- Bedrohte Art? Familie in der Postmoderne von Ulrich Giesekeus **_5**
- Biblische Expedition zum Thema Familie von Mathias Lauer **_8**
- Beschimpft – und beschenkt Familienleben im Alltag **_10**
- Begeistert – Mitarbeit im AK **_14**
- Beeindruckt – Begegnungen auf der studikon **_17**

Aus christlicher Sicht ist das erfreulich. Sind doch gelingende Beziehungen und ein gesundes Umfeld für Kinder ein Grundanliegen von Christen. Und ein Bereich, in dem sie Substantielles einzubringen haben – nicht nur auf theoretischer Ebene. Das Institut der deutschen Wirtschaft (Köln) hat kürzlich nachgewiesen: Wer mehrmals die Woche betet, hat im Schnitt 1,9 Kinder, Nichtbeter kommen nur auf 1,3. Ähnlich ist der Unterschied zwischen häufigen und seltenen Gottesdienstbesuchern. Andere Statistiken belegen, dass gläubige Christen sich seltener scheiden lassen und Familienwerten verbundener sind. Davon profitieren letztlich alle. „Allein schon durch ihre Existenz sind christliche Familien gesellschaftlich engagiert“, bringt es der SMD-Vorsitzende Hermann Sautter auf den Punkt.

Aber Kirche ist keine Insel, von der aus sich gesellschaftliche (Fehl-)Entwicklungen unbeteiligt verfolgen lassen. Das zeigt der „denken“-Artikel von Ulrich Giesekeus. Der Therapeut beleuchtet das Ideal der „traditionellen“ Familie, wie es im 20. Jahrhundert entstand, und zeigt, dass bei allem Positiven auch Probleme daraus erwachsen. Die Folgen sind überall zu beobachten – eine Realität, mit der sich christliche Gemeinden befassen müssen. In der Rubrik „glauben“ startet Mathias Lauer eine Expedition zu den biblischen Wurzeln unserer Vorstellung von Familie. Zutage tritt, wie bedeutsam Ehe und Kinder sind – und wie leicht man doch diesen Aspekt des Lebens überhört. Beispiele aus dem realen Familien- und auch Single-Leben folgen. Am Ende steht sicherlich nicht die Antwort auf alle politischen oder existenziellen Fragen rund ums Thema. Aber hoffentlich eine frische Perspektive auf die eigene Familiensituation und die unserer Mitmenschen. Denn wie auch immer die beschaffen ist: Wenn Gott uns trägt und segnet, können wir Mut zur Familie leben und weitergeben! ■

Ulrich Pontes



Familie in der Postmoderne

„Ein Fall für die Rote Liste bedrohter Arten? Unser Bild von „normalen“ Familien und die neue Unübersichtlichkeit

Von Ulrich Gieseke

Ist die „traditionelle“ Familie – Vater, Mutter, eigene Kinder – eine untergehende Lebensform? In Deutschland wächst mittlerweile gut die Hälfte der schulpflichtigen Kinder in „neuen“ Familienstrukturen auf, Tendenz steigend. Unverheiratet zusammenlebende Eltern, wieder verheiratete, allein erziehende, lesbische und schwule Paare mit Adoptivkindern – die unterschiedlichsten Zusammensetzungen sind normal. Zumindest im statistischen Sinne, in dem „normal“ nach der Häufigkeit definiert wird.

Diese Veränderung der familiären Normen ist typisch für Normierungen in unserer postmodernen Welt: Wenn es etwas gibt, was stabil ist, ist es die Instabilität. Die Moderne ist noch nicht lange her und wir trauern ihr vielleicht nach – gerade in der christlichen Welt, in der das Zusammenbrechen von Normen besonders negativ wahrgenommen wird. Christen reden vom Wertezerfall, von Autismus, Egoismus und Solipsismus, vom Ersatz wahrer Identität durch Selbstinszenierung, vom Scheitern der Spaßgesellschaft, von Gottesferne und den letzten Tagen.

Im Rückblick scheint die Moderne eine recht gute Epoche gewesen zu sein. Es gab einen Konsens, der das gesellschaftliche Miteinander prägte:

*Der moderne Mensch ist vernünftig,
sein Handeln vom Verstand begründet.
Der Staat ordnet die Gesellschaft
zum Wohle aller.
Krieg ist gerecht und ehrenvoll.
Die Wissenschaft forscht im Dienste
der Menschheit, der technische Fortschritt
macht das Leben schöner.
Soziale Herkunft bestimmt
den Lebensstandard.*

*Geistliche Autoritäten wissen,
was moralisch richtig und wahr ist
und machen Regeln, an die man sich halten sollte.
Anständige Menschen wissen, was moralisch richtig ist.
Die „traditionelle“, nukleare Familie ist die
Keimzelle der Gesellschaft.
Männer sind maskulin und Frauen sind
feminin und jede(r) weiß, was das für ihn/sie bedeutet.*

In allen diesen Punkten hatten Männer die Nase vorn: Was das „vernünftige Handeln“ betraf, konnten Männer selbstverständlich auf höhere Bildungsgrade verweisen. Der Staat war männlich. Der Krieg war männlich. Die Wissenschaft war männlich. Die Technik war männlich. Bei der sozialen Herkunft ging es um den Beruf des Vaters. Autoritäten und Pfarrer waren männlich, damit auch die Moral und die Wahrheit. Anständige Menschen stellten diese Männer nicht in Frage. Die Familie wurde von einem Mann geführt. Und Männer definierten, was Männer und Frauen zu tun hatten.

Das ist gerade mal zwei Generation her. Diese moderne Gesellschaftsordnung ist jedoch gescheitert – und zwar moralisch! Denn die Männer, die die moderne Welt gebaut haben, zerstörten sie auch. Der Glaube an den Staat, die Kirche, die Wissenschaft und die Vernunft des Menschen wurde in Verdun abgeschlachtet, in Auschwitz vergast, in Vietnam mit Napalm verbrannt, in Tschernobyl verstrahlt. Wir sind postmodern. Das heißt, wir wissen:

*Menschen handeln irrational,
Der Staat ist gefährlich,
Die Kirche hat geschwiegen,
Religion ist Ansichtssache,
Es gibt keine gesellschaftlich allgemein
akzeptierten Normen der Moral,
Richtig ist, was Spaß macht,
Die Wissenschaft könnte uns alle umbringen,
Der technische Fortschritt zerstört unsere Umwelt,
Soziale Herkunft definiert nicht den Lebensstil.*

In anderen Worten: Die Gesellschaft hat sich nicht nur im Sinne von Emanzipation oder Feminismus verändert – sondern alle kulturellen Normen, auf denen die Rollen von Männern und Frauen, Vätern und Müttern, Autoritäten und Nachfolgern beruhten, sind Vergangenheit.

Die „traditionelle Familie“: spätes Kind der Moderne

Die dadurch in Mitleidenschaft gezogene nukleare Familie ist allerdings eine Lebensform, die erst im 20. Jahrhundert unter dem Einfluss der Industrialisierung entwickelt wurde. Die Vorstellung, dass ein normaler Haushalt aus einem verheirateten Paar und dessen gemeinsamen Kindern besteht, hat es vor 1900 niemals gegeben. Familien lebten mit mehreren Generationen auf einem Hof, bei Nomaden in einem Zeltverbund. Sie teilten sich die Viehherden, das Essen, die Aufsichtspflicht für ihre Kinder. Ein junges Paar hatte neben seinen Kindern auch jüngere, unverheiratete Geschwister oder ältere Geschwister mit Nichten und Neffen um sich. Dann war da vielleicht noch eine alte, halb blinde Urgroßmutter und nicht zuletzt Nachbarn, denen man vertraute. Fast alle Menschen starben in dem Dorf, in dem sie geboren wurden.

Mit der Industrialisierung begann der Ansturm auf die großen Städte mit ihren kleinen Mietwohnungen – und damit die Zerstörung des Sippenverbandes und die Entstehung der „normalen“ modernen Familie. Die Väter brachten aus der früheren Großfamilie die Idee mit, dass der Mann das Oberhaupt der Familie sei. An die Stelle der (oft wohlwollenden, weisen) Alten, die eine ganze Sippe meistens nur ein paar Jahre lang führten (nämlich bis sie starben), traten unzählige kleine Herrscher, die im besten Fall gelegentlich überfordert waren und im schlimmsten Fall ein Leben lang ihre Familie tyrannisierten.

Junge Eltern waren überfordert mit kleinen Kindern, für die sie nun rund um die Uhr alleine zuständig waren. Mütter vereinsamten in ihrer nie endenden Arbeit zwischen Herd und Waschküche. Väter arbeiteten 6-Tage-Wochen von morgens bis abends außer Hause und verloren den Kontakt zu ihren Kindern. Die Kleinfamilie in der Mietskaserne wurde oft zur emotionalen Katastrophe, mit Gewalt, Missbrauch und Alkoholsucht. Die Väter, die in den Generationen vorher mindestens für die Erziehung der Söhne zuständig waren (fast immer lernte der Sohn den Beruf beim Vater), wurden zu Ernährern degradiert. Sie akzeptierten diese Rolle und bemühten sich, besonders fleißige und erfolgreiche Ernährer zu werden. Und darauf waren sie stolz. Die Männer auf sich selbst, die Frauen auf die Männer. Der Identitätsverlust durch die Abspaltung der Vatergefühle, die Distanz von der Großfamilie mit ihren generationsübergreifenden Legenden und die fehlende Einbindung in ein soziales Netz wurden kompensiert durch Macho-Gehabe und Anspruch auf Ehrerbietung.

Dafür brachte die Industrialisierung Wohlstand. Die Menschen waren nicht mehr aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, im Beziehungselend auszuharren. Früher bedeutete eine Trennung existenzielle Risiken, Kinder ohne Väter drohten zu verhungern. Inzwischen können wir uns dank Wirtschaftswunder eine Scheidung leisten. Und das wollten auch immer mehr Frauen. Seltener die Männer. Verständlich.

Die Situation heute: Vielfalt von Entwüfren

Während Frauen sich die Berufswelt zunehmend erobern, sitzen die Männer eher zwischen den Stühlen. Einerseits haben sie die Vorbilder ihrer Väter und Opas im Hinterkopf, die von ihren Frauen den Rücken frei gehalten bekamen, um sich im Beruf zu finden. Auch Frauen haben diese Bilder und damit nicht selten hohe Erwartungen an den beruflichen Erfolg ihrer Männer. Andererseits ist Bildung und Karriere kein männliches Monopol mehr, und Frauen sind im Beruf immer bessere Konkurrentinnen geworden. Erwartungen, dass der Mann sich engagiert in der Familie einzubringen hat, haben nicht nur die Frauen. Auch viele Männer spüren, dass die Entfremdung von der Familie ihnen schadet, alles andere als natürlich ist, und sie als Vater und Ehemann tiefe Befriedigung erleben können. Warum machen Männer dann so selten Erziehungsurlaub? Einfach: Weil das für die Karriere eines Mannes tödlich ist. Eine junge Mutter hat gute Chancen, nach dem Erziehungsurlaub genauso ernst genommen zu werden wie vorher. Wenn ein Mann nach drei Jahren Elternpause eine Stelle sucht, wird unterstellt, dass er ungenügend motiviert sei.

Die neue Freiheit hat einen Preis: Jeder muss seine oder ihre Rolle selbst definieren. Viele Eltern versuchen nach Kräften, irgendwie mit dem ganz normal gewordenen Chaos klar zu kommen. Oft gelingt das. Es gibt Paare,

die sich ein Leben lang aufrichtig lieben und treu sind. Bei den meisten, die zusammen bleiben, wird die Beziehung immer tiefer und glücklicher. Doch oft gelingt es nicht: Wenn der erste Versuch nicht gelingt, folgt dann vielleicht die zweite Ehe. Und wenn nötig die dritte.

Fortsetzungsfamilien sind heute also normal. Soziologen spekulieren darüber, ob es in Zukunft in der Regel drei Lebensabschnittspartnerschaften geben wird: die junge „Ehe“ mit dem Schwerpunkt erotischer Verspieltheit, die mittlere für die Familie, und die letzte fürs Alter. Paarforscher und Psychologen sind skeptischer: Menschliche Natur ist auf monogame lebenslange Beziehungen ausgerichtet, Trennung bleibt immer schmerzhaft. Die Biologie der Partnerbindung und Oxytocin (das so genannte Treuehormon) sprechen ebenfalls dafür, dass Partnerwechsel niemals schmerzlos sein wird.

So oder so: Junge Erwachsene vor der Ehe praktizieren häufig den Wechsel intimer PartnerInnen, und dass Ehen immer häufiger nicht durch den Tod, sondern den Trott geschieden werden, ist kein Geheimnis. Dass es Christen gibt, die eine Wiederheirat kategorisch ablehnen, andere, die das als Notlösung akzeptieren, und wieder andere, für die diese Frage überhaupt keine ist, hat dazu geführt, dass dieser Punkt in der Kirche ausgiebig diskutiert wird. Fakt ist: Es gibt jede Menge Fortsetzungsfamilien mit „deinen – meinen – unseren Kindern“, und denen ist mit den theologischen Diskussionen und der Fülle entsprechender Literatur leider nicht geholfen.

In christlichen Gemeinschaften gibt es häufiger traditionelle Familien. Das hat gute Gründe – und auch schlechte. Zuerst die guten: Christen haben wirklich öfter gesunde Beziehungen, gehen seltener fremd und haben nicht nur deswegen eine gesündere Sexualität. In ein funktionierendes soziales Netz (wie es viele christliche Gemeinden tatsächlich sind) eingebettet zu sein, entlastet besonders in der Familiengründungsphase das Elternpaar. Kinder wachsen in der Jugendarbeit besser auf. Ehe und





Erziehung sind Themen, die in christlichen Vorträgen und Veröffentlichungen informiert und intelligent bearbeitet werden. Die schlechten Gründe haben damit zu tun, dass die Familien, die nicht ins „fromme Raster“ fallen, sich in manchen Gemeinden verständlicherweise nicht mehr wohl fühlen, weil sie dort verurteilt, als Menschen zweiter Klasse behandelt oder von oben herab belehrt werden.

Leider gilt also häufig: So gut christliche Gemeinde in der Unterstützung der traditionellen (und oft heilen) Familie ist, so schlecht ist sie im Umgang mit den „anderen“ Familien. Dabei sind es gerade allein erziehende Eltern und Fortsetzungsfamilien, die ein soziales Netz freundlicher Menschen besonders brauchen und suchen. Es lohnt sich also, sich mit der Situation dieser „anderen“ Familien zu beschäftigen, um ihnen die notwendige Gemeinschaft und Unterstützung statt wohlfeiler Werturteile anbieten zu können.

Weder einfach noch normal: Fortsetzungsfamilien sind anders

Fortsetzungsfamilien sind keine Primärfamilien und werden es auch nie. Oft wünschen sich wieder-verheiratete Paare, „einfach eine normale Familie“ zu sein. Dabei übersehen sie dann, dass die Wirklichkeit weder einfach noch normal ist.

Die neue Partnerin des Vaters ist nicht die Mutter und umgekehrt: Es gibt keine Adoption, so lange es einen anderen Elternteil gibt, der lebt und die elterlichen Rechte hat – und das gilt nicht nur juristisch. Wer die Kinder bedrängt, zum neuen Partner „Papa“ oder „Mama“ zu sagen, zwingt sie zur Lüge. Die neuen Partner sind Erwachsene, denen das Kind mit dem gebührenden Anstand begegnen sollte, und mit einem Elternteil verheiratet. Nicht mehr. Der andere, eigene Elternteil ist und bleibt wichtiger. Ebenso sind die Eltern des neuen Partners vielleicht nette ältere Menschen, aber keine Großeltern, und sie werden es auch nicht. Das Kind schuldet ihnen keine Weihnachts- und Geburtstagspost aufgrund des Verwandtschaftsgrades (natürlich ist es schön, wenn das Kind ihnen aufgrund einer guten Beziehung schreiben will!). Und das vielleicht Wichtigste: Kinder aus unterschiedlichen Ehen, die zusammen in einer Familie leben, sind keine Geschwister. Sie sollten also zum Beispiel nicht ihre Spielsachen an die Jüngeren abgeben müssen, sondern auf dem Flohmarkt verkaufen dürfen und das Geld behalten. Und sie brauchen Privatsphäre.

In Fortsetzungsfamilien ist nichts „automatisch“ geregelt, alles muss verhandelt werden. Ein Beispiel: In einer gesunden primären Familie werden die Großeltern alle Enkel gerecht beschenken. In einer Fortsetzungsfamilie ist das kaum zu regeln. Die Kinder, die unter dem Weihnachtsbaum zusammen sitzen, haben zusammen vielleicht acht Großelternpaare. Die einen schenken nur ihrem Enkel, die anderen allen; die einen schenken nur, wenn das Enkelkind Weihnachten bei „ihrem“ Kind verbringt ... Am Ende bekommt ein Kind womöglich einen Computer mit Flachbildschirm, das andere einen Schlafanzug. Fortsetzungsfamilien müssen lernen, mit diesen ständigen unregelmäßigen Aspekten ihres Lebens klarzukommen. Das heißt: Sie müssen viel mehr reden als primäre Familien, sie müssen flexibler sein und in einem viel höheren Maß verstehen und annehmen, dass das Leben nicht fair ist.

Für Eltern ist nach einer Trennung vielleicht das Schwierigste, zu akzeptieren, dass ihr Kind zwei Haushalten angehört. Kinder haben damit überraschend wenig Probleme: Sie können fast beliebig viele Umfelder problemlos mit ganz unterschiedlichen Regeln verbinden. In der Kirche, im Unterricht, in der Jung-schar, bei Tante und Onkel ... Kinder lernen, sich an die jeweils gültigen Regeln zu halten, ohne verwirrt zu werden. Erwachsene sollten diesbezüglich gelassen sein: Schließlich kriegen es Eltern mit den unterschiedlichsten Regeln hin, dass ihre Kinder lebensfähig werden! Es gibt tüchtige Menschen, die nicht abends um zehn im Bett sein mussten, und andere ebenso gesunde, die jeden Abend um acht das Licht ausgemacht haben. Kinder sind Überlebenskünstler.

Dass Fortsetzungsfamilien anstrengender sind, verurteilt sie also keineswegs zum Scheitern. Auch im Alten Testament wäre manche Familie reif für eine Familientherapie – und Gott segnet sie. Stammvater Terach, der seine beiden Kinder aus zwei verschiedenen Ehen miteinander verheiratet (Abraham und Sara). Rebekka, die sich mit ihrem einen Sohn verbündet um ihren Mann Isaak und den anderen Sohn zu betrügen ... das ist alles nicht gesund oder gar ideal, zum Teil extrem notvoll. Aber gesegnet.

Ob die nukleare Familie jemals wieder Normalität wird? Oder gar die Großfamilie mit ihrem Sippenverband? Wenn ja, dann nicht, weil es soziale Normen sind, die Paare zusammenzwingen – sondern weil Liebe gelingt und sie zusammenbleiben wollen. Das ist die eigentliche Herausforderung unserer Zeit. Und diese Herausforderung muss man annehmen, wenn man erfahren möchte, dass es auch heute möglich ist, Ehe und Familie erfolgreich zu leben. Wer sich traut, sich trauen zu lassen, hat keine Garantie, dass es auch gelingt, die Vision zu leben. Aber das ist nicht wirklich neu in unserer Zeit. Neu ist, dass das Scheitern von Liebesbeziehungen in einem relativ hohen Maß normal geworden ist. Und dass dieser Zerbruch nicht unbedingt als „die Katastrophe“ gesehen werden muss, die sie in früheren Zeiten unzweifelhaft war.

Trotzdem, keine Frage: Es gibt nach wie vor nicht nur keine Alternative zur Ehe, sondern in den meisten Fällen führt sie auch zu erfüllten und erfüllenden Erfahrungen mit der Liebe. Vielleicht heute sogar häufiger als früher – gerade weil man nicht muss, sondern will. Und zur Liebe brauchte man immer viel Mut und guten Willen. Gestern wie heute. ■

Ulrich Gieseke, Ph. D., ist klinischer Psychologe in freier Praxis. Verheiratet seit 28 Jahren, vier (fast) erwachsene Kinder. Kontakt: www.beratungenplus.de



Familie vor 2000 Jahren – in der Vorstellung des 19. Jahrhunderts: John Everett Millais, Christus im Hause seiner Eltern (1850)

Spuren des Schöpfers

_Familie im Alten und Neuen Testament – eine biblische Expedition

Familie? Tendenzthema mit Appellverdacht! Zwischen biographischer Frustration und projiziertem Traumidyll geht es schmalwegs zur biblischen Expedition. Dabei ist der Graben breit zwischen unserem Bild der modernen Familie und dem, was die Bibel beschreibt. Der Plan für unsere Tour: Zuerst ein Überflug über die Bibel, dann ein Fußmarsch stromaufwärts, von der Offenbarung zur Genesis.

I. Übersicht: Soziale Strukturen im Volk Israel

Wir finden im Israel des Alten Testament kaum eine Entsprechung für unsere mobile und individualisierte Kleinfamilie der Gegenwart.

Die alttestamentliche Nomenklatur der Verwandtschaftsbeziehungen ist eine Art Fenster, durch das wir die soziale Struktur des Volkes Israel erkennen können: Die Suche nach der schuldigen Person für die Niederlage Israels gegen Ai wird durch Eingrenzung vollzogen (Josua 7): Vom „Stamm“ über die „Sippe“ (oder „Geschlecht“) weiter zum „Vaterhaus“ (oder „Haus“) bis zum Einzelnen, Achan.

Der Stamm war die grundlegende Einheit der sozialen und territorialen Struktur Israels, benannt nach den Namen der Söhne Jakobs, wobei für Josef Manasse und Ephraim stehen. Die Sippe als größere Gruppe verwandter Personen nimmt eine Zwischenstellung in dem Aufbau des Volkes ein. Sie spielte eine wichtige Rolle im Prozess der Landvergabe (Josua 13–19). Sie hatte zudem eine grundlegende schützende und erhaltende Funktion für die zugehörigen Familien, etwa durch die Leviratsehe (Nachkommensicherung), das stellvertretende Loskaufen in Schuld geratener Verwandter und zur Sicherung des Landeigentums innerhalb der Sippe.

Die dritte soziale Einheit war das Vaterhaus. Es ist am ehesten vergleichbar mit unserer heutigen Familie. Dort erfuhr der Israelit das höchste Maß an Integration, Identität, Schutz und Verantwortung. Es umfasste alle Nachkommen des Stammvaters einschließlich der eingetragenen Schwiegertöchter und ihrer Nachkommen – außer den verheirateten Töchtern, die dem Vaterhaus des Mannes zugerechnet wurden. Das konnten durchaus vier Generationen mit bis zu 100 Personen werden. Das israelische Vaterhaus war „patrilineal“ (es zählte nur die männliche Linie) und „patrilokal“ (die Frau verließ ihre Eltern und zog zur Familie des Mannes).

Das Vaterhaus nahm hoch integriert Aufgaben wahr, die in der heutigen Gesellschaft auf viele verschiedene Einrichtungen verteilt sind. Als Träger des Land-Erbschafts war es wirtschaftlich autonom. Es war Grundlage für die Rekrutierung des Militärs. Weiterhin stand es für Bildung sowie für die Weitergabe und Bewahrung von Glauben, Geschichte, Gesetz und der Tradition. Der Hausvater verfügte über juristische Befugnisse.

Konstitutiv für Israel als Volk sind drei Elemente: Erstens die Zusammengehörigkeit durch die Abstammung von Abraham – das Volk Israel ist somit eine gigantische Großfamilie. Zweitens der Bund mit dem Gott ihrer Väter und drittens das Land, das zu dauerhaftem Erbesitz verteilt war. Diese drei Elemente wurden im Vaterhaus realisiert und dort praktisch gelebt. Auch nach der Einführung des staatlichen Königtums in Israel hat diese Struktur ihre grundlegende Bedeutung behalten.

II. Familie im Neuen Testament

„Familie“ steht im Folgenden für die Grundzutaten: die Themen „Ehe“ und „Kinder“.

1. ... kein Thema. Nach der Johannes-Offenbarung wird die Familie als grundlegende Sozialstruktur im neuen Äon aufgehoben sein. Ehe- und Familienbeziehungen spielen dann keine Rolle mehr. Auch wenn die Offenbarung keine vollständige Beschreibung der neuen Welt sein will, Ehe, Sexualität und Kindererziehung sind darin kein Thema.

2. ... auf Zeit. Dies wird durch die Absage von Jesus an die Kontinuität der Ehe (und damit der Familie) über die biologische Existenz hinaus untermauert (Mt 22,30). Ehe und Familie bleiben die grundlegende Gemeinschaftsform nur für diesen Äon, durch den Tod und damit zeitlich begrenzt. Die Bedeutung freilich wird dadurch nicht abgeschwächt, im Gegenteil: Erst die Ewigkeit gibt den zeitlichen Beziehungen ihren Sinn. Diese Perspektive ist zudem befreiend. Wir können Ehe und Familie aus den ultimativen Glücks- und Befriedigungserwartungen entlassen, mit denen sie im hedonistischen Atheismus belastet sind.

3. ... mit Alternative. Das Christentum ist keine Strategie zur moralischen Weltverbesserung, sondern eine im Kern eschatologische Bewegung. Auch wenn das gerne vergessen wird: Wir stehen vor dem zweiten Kommen des Herrn! Damit ist die Gegenwart ein Provisorium, ein „Dazwischen“. Hier gilt es zu arbeiten, zu trainieren und zu leiden. Ehe-



glück und Familientradition werden radikal relativiert. Jesus selbst verzichtete auf Frau und Kinder, Paulus und viele andere ebenso. Nicht die Ehelosigkeit macht unser Leben defizitär, sondern der Mangel an ewiger Zukunft. Das „Leben solo“ ist potenzielle Berufung.

4. ... als Gemeinde. Allerdings macht Jesus nicht die Isolation, sondern die Gemeinschaft zum Ideal. Indem Gott uns im Glauben zum übernatürlichen Vater wird, nimmt er uns auf in sein Vaterhaus, in seine Familie (Eph 2). Nicht die überforderte Kleinfamilie der Moderne, sondern das effektive und vitale Vaterhaus des alten Israel wird Vorbild der neuen Gemeinschaft. Hier entsteht uns Schutz und Geborgenheit, aber ebenso Verantwortung, Pflicht und Begrenzung. Die Funktionen der jüdischen Großfamilie werden maßgebend für die Gemeinde des Christus. Hier ist kein Raum für individualistische Betreuungsansprüche an eine Versorgungsinstitution, hier gilt: geben – oder nichts nehmen.

5. ... nur nebenbei. Und doch: Die Familie lebt. Sie bleibt elementar. Sie ist zu schützen, zu heiligen, ihr gilt uns als Mutter, als Vater, als Kind unser ganzer Einsatz, unsere ganze Verpflichtung. Hier muss sich bewähren, ob wir es mit Jesus Christus ernst meinen. Die Familienmitglieder müssen es spüren durch Liebe und Achtung und Zeit. Die Familie ist aber auch „Hochschule“. Wer sich hier bewährt, wird tauglich für „höhere“ Aufgaben in Gesellschaft und Kirche. Dafür treten speziell die Pastoralbriefe in den so genannten Haustafeln ein.

Zusammenfassend ist zu sagen: Auf „Familie“ an sich liegt zur Zeit des Neuen Testaments kein besonderes Augenmerk, weil sie – auch gesellschaftlich – nicht in Frage stand. Mit Nachdruck geht es aber um das Wie des Zusammenlebens.

III. Familie im Alten Bund

6. ... eine Nummer größer. Vergleichen wir unser heutiges Bild der Familie mit dem des alten Israel, entdecken wir unsere geschrumpften Begriffe. Im

AT ist die Familie das Volk, sie ist „ganzheitliche“, hoch integrierte soziale Existenz. Heute sind die meisten Aufgaben ausgelagert auf Schulen, Kirchen, Behörden, Konzerne oder die Wohlfahrt. Wir können das nicht zurückdrehen. Aber wir können größer denken und handeln als nur im Sinne der privaten „Rückzugs-WG mit Ernährungsvorteil“.

7. ... Drama von Anfang an. Schon die Proto-Familie der Kain- und Abel-Generation war Schauplatz tödlicher Gewalt. Ab Kapitel vier der Menschheitsgeschichte wird der primäre soziale Schutzraum zum Drama. Die Familie demonstriert dauerhaft den Erlösungsbedarf des Menschengeschlechtes. Dieser biblische Realismus korrigiert das kleinbürgerlich-utopische Familienidyll. Erstaunlich ist, wenn *kein* Drama entsteht. Die heutige populäre Entrüstung über Schlagzeilen „zu Hause“ überführt uns im biblischen Licht: Wir glauben zu gern an eine heile Welt ohne Gott. Die Familie ist der soziale Ort, an dem wir zuerst und am schwersten sündigen. Welche Morgendämmerung, wenn sie zum ersten Platz wird für Vergebung und Umkehr.

8. ... schöpferisches Mandat! In 1. Mose 1 und 2 finden wir den überwältigenden Auftrag und Sinn für Ehe und Kinder: Mann und Frau, gemeinsam als Paar, erhalten Anteil an der Gott vorbehaltenen Fähigkeit, entstehen zu lassen, was noch nie war. Ein Kind zu zeugen und zu gebären spiegelt das kreative Wesen Gottes. Das ist das Mandat der Fruchtbarkeit. Für uns verkommt das Kind oft zu einer Art Konsumgut. Einem Prestigeobjekt vielleicht oder einem zweibeinigen Schoßhund. „Wir schaffen uns ein Kind an“, sagt man. Fruchtbar sein heißt dagegen: aufgehen in einen anderen hinein, sich hergeben für etwas Neues. Der „Natur“ folgen, die sich ausbreiten will und erobern, genau nach dem Plan ihres Schöpfers.

Mit der Familie schuf Gott zudem ein Muster, in dem – auf Zeit – ausschließlich dem Wohl eines anderen gedient wird: Das Kind aktiviert in Mutter und Vater die Bereitschaft, alles zu ertragen um das Wohl des Kindes willen. Auch dies ist eine Spur des Wesens Gottes, die er in die menschliche Familie hineingelegt hat. Als Ahnung seiner voraussetzungslosen Zuwendung zu uns.

Wenn Mann und Frau aus der Gnade leben, ihr Gewissen bereinigen, wenn sie Gott Raum geben, dann erleben sie die Körperlichkeit neu als Teil ihres Glaubens. Es entflammt die Freude am Ehepartner. Liebe und Intimität wachsen zurück in die Anbetung des Schöpfers. Der Wille zur Fruchtbarkeit erwacht. Die *creatio continua*, das immerwährende schöpferische Handeln Gottes, geht weiter. Das göttliche Pneuma atmet Leben schaffend in Familie und Ehe. Das alles ist Nebenwirkung der Erlösung und Heiligung von Menschen in Christus. ■

Mathias Lauer ist Pfarrer und arbeitet als Missionsleiter bei der Deutschen Zeltmission. Er ist verheiratet und hat fünf Töchter im Schulalter.



Beschimpft, belastet – und beschenkt

„Gottesnähe im alltäglichen Chaos: Familie als Glaubenschule“

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich über die Kinder nachdenke, die ich nicht geboren habe. Wir sind dankbar für unsere vier gesunden, energiegeladenen Jungs im Alter von sieben bis einem Jahr. Jeder von ihnen ist so einzigartig, so unersetzbar in seiner Art und Rolle, dass es unvorstellbar ist, es gäbe ihn nicht. Hätte ich da mein Leben nicht noch für mehr Kinder öffnen sollen?

Aber seien wir ehrlich: Unsere Kräfte sind begrenzt. Wer einen Turm bauen will, überschlägt die Kosten. Arbeit, Familienleben und Ehe sind ein Spagat, erfordern unseren ganzen Einsatz. Ebenso will es nach langen, kostbaren Studienjahren, die Martin und ich vorwiegend als Junggesellen verbracht haben, gelernt sein, auf ungestörte Studierstündchen an verregneten Sams-



tagen zu verzichten. Für mich persönlich aber gilt, dass mir das gesellschaftliche Umfeld in punkto Kinder die meisten Kräfte raubt.

Als unsere Nachbarn uns verklagen wollten, weil ihnen unsere Buben zu laut sind, hat der Wunsch nach einem fünften Kind einen deutlichen Knacks in mir bekommen. Mit dem vierten Kind schwanger und mit drei Kleinkindern an der Hand, bin ich schon als asozial beschimpft worden. Krönung bleibt aber noch immer jener Vorfall, als unser Valentin beim Überqueren einer grünen Fußgängerampel hinfiel und beinahe von einem stetig heranfahrenden BMW überrollt wurde. Als ich mit dem Fahrer schimpfen wollte, rief er: Die Straße ist kein Kinderspielplatz! Dazu kommt das Gerede von Ursula von der Leyen und Co. Es legt Frauen wie mir nahe, doch bitte endlich auch mal „arbeiten“ zu gehen und was Ordentliches zu leisten.

Lernen, was Verzichten heißt

Statt großer Erfolgsmeldungen der (Klein-)Kinderalltag. Es ist 13 Uhr, die beiden Größeren kommen von der Schule. Prompt wachen unsere Kleinen vom Mittagschlaf auf. Benjamin muss gewickelt werden, Tilman hat seine Schreianfälle, die ihn (und damit auch uns) nach dem Aufstehen plagen. Zum Glück ist das Essen schon fertig, aber die Großen wollen erzählen und Mama springt im Viereck. Später Hausaufgaben. Benjamin und Tilman schmeißen Legosteine und Puzzelteile die Kellertreppe hinunter, die unauffindbar hinter irgendwelchen Kisten vom letzten Umzug verschwinden. Ach, und ich doch noch Staub wischen. Anrufe, Besorgungen, Arztbesuche, Klavierunterricht.

Mehr noch als das sind jene Tage belastend, an denen es zwischenmenschlich hapert, an denen Martin und ich Streit haben: Zu müde zum Diskutieren, versuchen wir es trotzdem und verrennen uns. Dann spukt mir neben dem täglichen Familienchaos noch unsere ungeklärte Beziehung im Kopf herum.

Valentin ist in einer Phase, in der ihm Schimpfworte Spaß machen. Uns jedoch nicht. Frithjof dreht beim Klavierunterricht durch. Wir schämen uns und fühlen uns als pädagogische Versager.

Elternsein ist wahrlich nicht einfach, aber wer hat das je behauptet? Es führt uns an unsere Grenzen und geht mit uns in eine Persönlichkeitsschulung, wie wir sie vorher nicht gekannt haben. Wenn nach unterbrochener Nacht morgens trotzdem alle früh aus den Betten purzeln und wir dann nicht freundlich lächelnd in den Tag stolpern, ist es eine schmerzliche, aber heilsame Erfahrung, auch die dunklen Seiten in unserem Leben zu entdecken. Wenn wir uns übereinander ärgern und ich eines unserer Kinder entgegen meines pädagogischen Besserwissens hart anfare, spätestens dann merke ich wieder einmal besonders deutlich, wie sehr ich Christus brauche.

Überhaupt – mein Angewiesensein auf unseren himmlischen Vater wächst mit jedem Tag mehr. Das Familienleben ist für mich der ideale Ort, um Nachfolge zu praktizieren. Hier kann ich lernen, was Verzichten heißt. Ich kann üben, andere höher zu stellen (vor allem meinen Partner, denn unsere Kinder dürfen uns nicht tyrannisieren) und mich selbst nicht ganz so wichtig zu nehmen.

Vor allem aber gibt es ständig Anlässe, mit Gott zu reden. Ihm kann ich alles sagen, meine Bedürfnisse, meine Zweifel, meine Schuld, meine Sorgen. In allem Durcheinander versuche ich Jesu Stimme zu hören, seine Sicht der Dinge zu verstehen. Im Grunde ist es einfach: Im Familienalltag muss ich Gott vertrauen lernen. Gelingt mir das, beginnt das Abenteuer Familie grundlegend Freude zu machen. Ich vertraue darauf, dass Gott liebevoll hineinsieht in die zeitweilige Isolation meines Hausfrau- und Mutterseins, in mein nicht ganz so stilles „Kämmerlein“, genau wie es in der Bergpredigt verheißen ist. Ich glaube, dass unser Zuhause in all seiner gesellschaftlichen Verborgenheit ein Ort der besonderen Gottesnähe sein darf und dass die Saat, die wir dort säen, nicht verloren geht. Dabei, so habe ich fast den Eindruck, geht es mir mitunter wie den Wüstenvätern, die sich in die Abgeschiedenheit zurückzogen: Hier tobten ihre Emotionen, aber hier war immer auch Gott.

Habe ich mich solcherart zum Gottesdienst hindurchgerungen, macht es mir auch nichts mehr aus, dass meine Leistung gesellschaftlich nicht anerkannt ist. Was wichtiger ist, ist die Nähe Christi, der gesagt hat: „Lasst die Kinder zu mir kommen. Denn ihnen gehört das Himmelreich.“ (Mk 10) Ja, Kinder sind ein unvergleichliches Geschenk des Herrn! ■

Dagmar Petrick, Halle

Ein kinderloses Paar ...

... und ein elternloses Kind: Geschichte einer Auslandsadoption

„Kinder sind eine Gabe des Herrn, Leibesfrucht ist eine Belohnung.“ (Ps 127,3) Leibliche Kinder zu haben ist ein Geschenk Gottes. Man darf das Wunder miterleben, wie sich neues Leben entwickelt und geboren wird. Aber was, wenn Leibesfrucht versagt bleibt? Ist das dann eine Strafe Gottes?

Nein! So haben wir das nie empfunden. Christoph (41) und ich (31) sind seit drei Jahren verheiratet. Schon zu Beginn unserer Partnerschaft dachten wir darüber nach, einmal für Kinder da zu sein, die sonst keine Familie hätten. Als sich dann in unserer Ehe herausstellte, dass es eher schwierig sein wird, leiblichen Nachwuchs zu haben, stand das Thema Pflegschaft und Adoption wieder im Raum. Beim Jugendamt erfuhren wir: Pflegekinder werden nur selten an kinderlose Paare vermittelt. Und auf jedes in Deutschland zur Adoption freigegebene Kleinkind kommen 30 Bewerberehepaare.

Für uns war klar, wir möchten ein Kind zu uns nehmen, das sonst kaum die Chance auf Eltern hätte. Wir kontaktieren eine staatlich anerkannte Vermittlungsstelle, die in Russland und Kasachstan arbeitet. Ein Vierteljahr lang wurden wir auf Eignung geprüft, dann hieß es: warten. Neun Monate später ein Anruf: „Wir suchen dringend Eltern für



einen zweijährigen Jungen mit Lippen-Kiefer-Gaumenspalte.“ Aufgrund dieser angeborenen Fehlbildung hatten ihn alle Bewerber vor uns auf der Liste abgelehnt. Wir sagten spontan Ja und reisten einen Monat später nach Russland, um den Jungen kennen zu lernen. Wir entschieden uns für die Adoption und reisten wenig später wieder hin, um unseren Schatz abzuholen.

Daniel ist nun gut drei Monate bei uns, und wir sind Gott unendlich dankbar, dass er uns dieses Kind anvertraut hat! Daniel lebt sich schnell ein und alle haben den Eindruck, er wäre schon immer bei uns. Ich erlebe wahrscheinlich die gleichen Höhen und Tiefen wie eine leibliche Mutter – Daniel ist temperamentvoll und bringt mich manchmal wirklich an die Grenzen. Ab und zu bedaure ich, dass ich seine ersten zwei Lebensjahre miterlebt habe. Aber wenn ich sehe, wie er die Geborgenheit unserer Familie genießt, kann ich einfach nur dankbar sein. ■

Gabi Werner, Niederweimar

Die große Freiheit?

„Leben als Single – versöhnt und mit Hoffnung auf Veränderung



Je älter ich werde, um so faszinierender finde ich Kinder. Als junge Frau konnte ich mit Kindern nicht so gut umgehen. Ich war irritiert, wenn sie meine Ironie nicht verstanden. Je mehr Jahre ich zähle, desto mehr traue ich mir zu, Verantwortung für eigene Kinder zu übernehmen.

Die Zeit, Mutter zu werden, ist in meinem Leben bereits abgelaufen. Dennoch erfüllt mich diese Tatsache zum Glück kaum mit Wehmut. Ich habe viele Freunde mit Kindern, versuche Anteil an deren Familienleben zu nehmen – mit allen Freuden und Sorgen. Ich interessiere mich für Pädagogik und

Erziehungsfragen. Mittlerweile habe ich einen guten Draht zu Kindern und genieße ihre Neugier und Sicht auf die Welt. Drei Patenschaften habe ich angenommen, die Kinder sind zwischen acht und elf Jahre alt. Leider wohnen sie weit weg. Im Herzen sind sie mir nah und wichtig.

Mein Singleleben ist sehr erfüllt. Ich empfinde meinen Alltag selten als defizitär. Ich wähle Urlaubsziele nach meinen Wünschen, schlafe aus, wann immer ich Lust dazu habe, gehe allein und glücklich ins Kino, Museum, Konzert oder Theater. Trotzdem bin ich überzeugt, dass das klassische Familienmodell eine Gesellschaft durchdringen sollte, um ihr Seele und Perspektive zu geben. Ich habe meinen Stand nicht bewusst gewählt. Ich stand nie vor der Frage: Soll ich heiraten oder nicht? Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, irgendwann zu heiraten, empfinde aber immer noch keine Eile. Es wäre schön, wenn dann auch Kinder oder Enkel da wären, für die ich mit sorgen könnte.

In meinem jetzigen „Familienstand“ fühle ich mich von Gott gesegnet. Mir vermitteln Freunde, dass sie es schön finden, ihren Kindern klar zu machen, dass es verschiedene gleichwertige Lebenskonzepte gibt. Manche Freundinnen sagen schon mal im Spaß, dass mein Leben attraktiv erscheint ohne Beziehungsstress und Auseinandersetzungen mit Kindern. Aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Wenn viele so leben wie ich, gerät unser Land atmosphärisch weiter in Schiefelage und setzt mit dem alleinigen Streben nach Karriere und Wohlstand die falschen Maßstäbe. Das möge Gott verhüten. ■

Dr. Gabriele Bosch, Dresden, Jahrgang 1965